

apl. Professor Dr. Frank Möbus

Robinsons Freitag in Kinderbüchern der Nachkriegszeit

„Ich lese [...] den Robinson Crusoe [...] tausendmal lieber als die Messiade [Klopstocks], ich wollte 2 Messiaden für einen kleinen Teil des Robinson Crusoe hingeben. Unsere meisten Dichter haben, ich will nicht sagen [nicht] Genie genug, sondern nicht Verstand genug einen Robinson Crusoe zu schreiben.“

Georg Christoph Lichtenberg trug diese Worte anno 1776 in sein *Sudelbuch* ein, und ein anderer Ortsheiliger unserer Universität, Otto Deneke, Begründer der Lichtenberg-Forschung, wählte sie als Motto für seine 1934 erschienene Abhandlung *Robinson Crusoe in Deutschland*, die einem weiteren seiner langjährigen Forschungsgebiete galt, der Rezeptionsgeschichte des großen Romans von Daniel Defoe, der heute zu den wichtigsten Texten der europäischen Aufklärung gezählt wird.



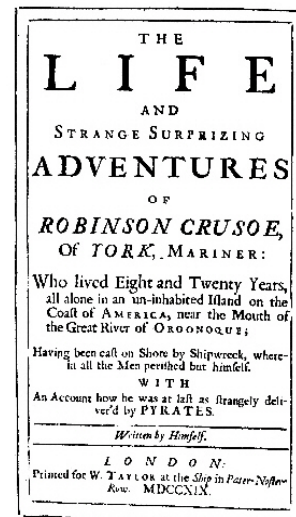
Mit seiner gedruckten Widmung dedizierte Otto Deneke diese Schrift aber dem vielleicht wichtigsten Segensspender der Georgia Augusta, nämlich „Der Göttinger Universitäts-Bibliothek, die seit 200 Jahren als ›großes Kapital geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet‹“.

Diese Worte verdankt Deneke bekanntlich einem, dem das ersehnte Studium in Göttingen von seinem Vater verboten worden war, der aber dennoch diese unsere Bibliothek bei vielen Besuchen gut zu nutzen wußte, Johann Wolfgang Goethe nämlich, der seinerseits ausweislich vieler Bemerkungen in Briefen und ästhetischen Schriften den *Robinson Crusoe* extrem hochschätzte und zu den wichtigsten Werken der Weltliteratur zählte – womit nun schon hinlänglich belegt sein dürfte, warum *Robinson Crusoe* allemal als Thema gelten kann, das in der Pauliner Kirche recht am

Orte ist – zumal jenes ›große Kapital‹ unserer Universitätsbibliothek unter seinen ›unberechenbaren‹ Schätzen auch die wohl europa-, vielleicht sogar weltweit größte Sammlung literarischer Robinsonaden für die Forschung zu spenden bereithält: insgesamt ca. 3.200 Bände zu diesem Thema finden sich in unserer Bibliothek – und diese gewaltige Sammlung belegt unter anderem, daß Daniel Defoes *Robinson Crusoe* mit einiger Wahrscheinlichkeit der erfolgreichste Stoff der Literatur überhaupt sein dürfte.

Der erste Teil von Daniel Defoes Roman *The Life and Strange Surprizing Adventures of Robinson Crusoe* erschien am 25. April 1719 bei Taylor in London, und das Lesepublikum nahm den Text begeistert an: Bereits am 12. Mai konnte die zweite, am 6. Juni die dritte und am 8. August die vierte Auflage erscheinen. Und am 20. August lieferte Taylor schon den zweiten Band des seitenstarken Werkes aus, dem später dann noch ein dritter folgen sollte.

Im Vorwort zu diesem zweiten Band beschwerte sich Daniel Defoe bitter darüber, was alles seinem Werk in den vier Monaten seit seinem Erscheinen zugestoßen sei, wie skrupellos die Raubdrucker sich seiner bemächtigt hätten. Vor allem aber



war er empört über die Tatsache, daß bereits nach so kurzer Zeit eine ganze Reihe von gekürzten und erheblich überarbeiteten Fassungen seines Textes auf dem Markt war: „the abridging [of] this work [is] as scandalous as it is knavish and ridiculous“; „they strip it of all those reflections, as well religious as moral, which are not only the greatest beauties of the work, but are calculated for the infinite advantage of the reader.“: Das Kürzen dieses Werks sei ebenso skandalös wie schurkenhaft und lächerlich; sie – die skrupellosen Kürzer und Nachahmer – entkleideten es all seiner religiösen und moralischen Reflektionen, die nicht nur die größten Schönheiten des Werks ausmachten, sondern auf den unermesslichen Vorteil des Lesers berechnet seien.

Aber die Lawine lächerlicher und schurkischer Bearbeitungen, die bald kontinentale Ausmaße annehmen würde, ließ sich von Defoes Empörung natürlich nicht

aufhalten. Schon im Jahre 1742 stand im 32. Band von *Zedlers Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* unter dem Stichwort „Robinson“ folgendes nachzulesen:

„ein gewöhnlicher Tittel von einer gewissen Art Bücher. Es war nemlich ehemals Mode, und ist auch ietzo nicht gantz abgekommen, daß man allerhand abentheuerliche Reise-Beschreibungen unter diesem Titul drucken ließ. Der so genannte Englische Robinson machte den Anfang, und weil selbiger wohl aufgenommen ward, folgten ihm der Schlesische Robinson, der Sächsische, der Thüringische, der Medicinische, und fast unzählig andere Robinsons mehr.“

Diese Lawine von Nach- und Neudichtungen rollt noch heute; die Anzahl der gekürzten und bearbeiteten Nachdrucke auf dem internationalen Buchmarkt ist unüberschaubar. Defoes großer, dreibändiger Versuch, das Licht der Aufklärung in die Welt zu tragen, unter anderem für religiöse Toleranz, gegen die Sklaverei, für Humanismus und besonders für die Anerkennung der ›Wilden‹ aus der Karibik und aus Afrika als *Menschen* einzutreten, wurde vielfach heruntergespielt auf eine spannende Abenteuergeschichte, von deren eigentlichem *Wesen* fast gar nichts mehr übrig geblieben ist. Aber immerhin einen Vorteil hat diese rezeptionsgeschichtliche Dauerflut: Die Handlung des *Robinson Crusoe* braucht man nicht nachzuerzählen – sie gehört fest ins kulturelle Gedächtnis, und es ist auch heute reichlich schwer, jemand zu finden, der gar nichts weiß von Robinsons Insel, von seinem Gefährten Freitag und den Kannibalen, vor denen Robinson ihn rettet.

Wenngleich heute nur ein winziger Detailspekt aus der unübersehbaren Fülle dieser Rezeptionsgeschichte angesprochen werden soll, so macht das doch ein relativ weites Ausholen und einen relativ langen Atem notwendig. Denn das Bild von Robinsons Freitag, wie es die Kinderbücher der deutschen Nachkriegsjahre vermitteln, steht in einem Diskurs, der eine lange Geschichte hat – und von dieser Geschichte gilt es zunächst ein wenig zu sprechen

Die Erfolgsgeschichte des Stoffes wäre nicht denkbar, würde es sich dabei in erster Linie um eine unterhaltsame Abenteuergeschichte handeln. Schon Jean-Jacques Rousseau hat den *Robinson Crusoe* in seinem für die europäische Aufklärung eminent wirkmächtigen Erziehungsroman *Emile ou de l'education* aus dem Jahre 1762 zum einzigen Buch erklärt, dessen Lektüre geeignet sei, bei einer Kindererziehung zu helfen, die sich an den Prinzipien der Natur orientiere. Die Erziehung des Kindes, forderte Rousseau, dürfe sich nicht an Schul- und

Buchweisheit orientieren – sondern *an* und *in* der Natur. In der Anschauung und im Erlebnis der *Natur* könne man seine Sittlichkeit heranbilden, die Prinzipien und die Schönheit von Gottes Schöpfung erkennen – und dazu bräuchte man eigentlich keine Bücher. Mit einer Ausnahme.

Denn Rousseau schrieb: „Müssen wir denn durchaus einmal Bücher haben, nun, so gibt es *eins*, welches uns meinem Erachten nach die vorzüglichste Abhandlung über naturgemäße Erziehung an die Hand gibt. [...] Es wird bei unseren Fortschritten den Prüfstein unserer Urteilskraft abgeben und, solange unser Geschmack nicht verstorben ist, wird uns seine Lektüre beständig Unterhaltung gewähren. Und wie heißt nun dieses Wunder von Buch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Buffon? Nein, es ist Robinson Crusoe.

Robinson Crusoe, auf seiner Insel, allein, des Beistandes seiner Mitmenschen beraubt, von allen künstlichen Werkzeugen und Hilfsmitteln entblößt, und trotzdem für seinen Unterhalt und seine Erhaltung sorgend [...]: das ist sicherlich ein Gegenstand, der jedem Alter Interesse einflößen muß und den man den Kindern durch tausenderlei Mittel anziehend machen kann. [...] Das sicherste Mittel, sich über Vorurteile zu erheben und sein Urteil von den wahren Verhältnissen der Dinge leiten zu lassen, besteht darin, daß man sich an die Stelle eines völlig auf sich allein angewiesenen Menschen versetzt und über alles so urteilt, wie dieser Mensch mit Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen selbst darüber urteilen muß.“

Rousseau löste mit seinem Urteil, daß dies ein „Wunder von einem Buch“ sei, dessen Gegenstände „man den Kindern durch tausenderlei Mittel anziehend machen kann“, jene Flut von speziell für Kinder gedachten Bearbeitungen des Stoffes aus, die dann vor allem mit Johann Heinrich Campes Roman *Robinson der Jüngere* aus dem Jahre 1779 begann (ihm ist ja in dieser Ausstellung eine eigene Abteilung gewidmet).

Das war weiß Gott nicht der einzige Anstoß, der von Defoes Roman ausging. Aus der Vielzahl der in ihm aufgegriffenen philosophischen, theologischen, erzieherischen und anthropologischen Fragestellungen möchte ich heute nur einen einzigen Aspekt herausgreifen, um ihm zunächst mit vielen Verkürzungen ein wenig durch die Zeiten bis hin in die deutsche Nachkriegszeit zu folgen – nämlich einer ganz kurzen, sehr simplen Frage, auf die es in der folgenden halben Stunde sehr unterschiedliche, manchmal komplexe Antworten geben wird. Der Frage: *Wie sieht Freitag aus?*

Defoe schrieb seinen *Robinson Crusoe* in einer Zeit, in welcher der Sklavenhandel einer der wichtigsten Faktoren der englischen Außenwirtschaft war. Es ist kaum notwendig, näher auf dies abgründig finstere Kapitel der europäischen und amerikanischen Geschichte einzugehen – die Erinnerung daran ist in zahllosen Büchern und Filmen wachgehalten worden. Unendlich lange hat es gedauert, bis man sich von der Vorstellung zu lösen begann, die ›schwarze Rasse‹ sei dazu bestimmt, den weißen Menschen zu dienen. Es ist, schrieb der deutsche Historiker Friedrich von Raumer (der übrigens bei uns in Göttingen studiert hat) in seinem Werk *Die vereinigten Staaten von Amerika* im Kapitel „Anlagen und Sittlichkeit der Neger“, es ist für sie, die dunkelhäutigen Menschen, „der größte Gewinn [...] die Unterordnung unter den geistiger gebildeteren, zum Herrschen berufenen Menschenstamm. Ueberall, wo verschiedene Menschenrassen zusammentrafen, findet sich diese Aristocratie; sie ist natürlicher, heilsamer und nothwendiger“ als jede andere Form der Herrschaft. Und das schrieb Raumer noch im Jahre 1845.

Im 18. Jahrhundert, als der unselige Begriff der „Rassenlehre“ seinen Anfang nahm, gingen auch viele derjenigen, die wir heute zu den großen Geistern der Aufklärung zählen, von einer natürlichen Minderwertigkeit der dunkelhäutigen Völker aus: Ob durch Hume, Voltaire, Hegel oder Kant: Den „Mohren“, „Negern“, „Kaffern“, „Wilden“ wurde die Fähigkeit zu Erkenntnis, Güte, Moral, ja zu Gefühlen überhaupt abgesprochen, vielfach wurden sie klassifiziert noch nicht einmal als Menschen, sondern als Angehörige des Tierreichs, als Gegenstände der Zoologie. Nur sehr wenige Denker widersprachen dem – Johann Gottfried August Herder etwa, der in seinen *Ideen zur Geschichte einer Philosophie der Menschheit* im Duktus biblischer Gebote mahnte: „der Neger“ ist „dein Bruder“: „Ihn also sollst du nicht unterdrücken, nicht morden, nicht stehlen; denn er ist ein Mensch, wie du bist“.

Von dieser Position war auch Immanuel Kant weit noch entfernt. In seinen Vorlesungen zur *Menschenkunde* heißt es: „Die Race der Neger [...] nimmt Bildung an, aber nur eine Bildung der Knechte, d. h. sie lassen sich abrichten.“ – auch der Königsberger Philosoph stellte die „Rasse der Neger“ mithin auf die Stufe von intelligenten Haustieren.

Besonders in der deutschen anthropologischen Literatur tönte es in der Regel noch radikaler, zumal im 19. Jahrhundert. Karl Heinrich von Görtz, 1854, über die Kubaner: „Der Charakter derselben steht sehr tief, das moralische Gefühl ist bei ihnen ganz unentwickelt, alle ihre Handlungen gehen aus tierischem Trieb oder aus

schlauer Berechnung des eigenen Vorteils hervor.“ – Hermann Burmeister, 1853: Der Neger erinnert in seinem „geistigen wie in seinem physischen Wesen aufs auffallendste an den Affen. [...] Ich habe es öfters versucht, einen Blick in die Seele des Negers zu tun; aber niemals hat sich das der Mühe verlohnt, nur das Resultat war wertvoll, daß eben nicht viel geistiges Leben im Mohren stecke und sein ganzes Dichten und Trachten sich um Dinge drehe, die allein auf der unteren Stufe menschlicher Zustände sich bewegen.“ – Ludwig Büchner, 1855: „Das Gehirn des Negers ist viel kleiner als das des Europäers, überhaupt tierähnlicher“. Die Reihe solcher Wertungen könnte endlos fortgesetzt werden; Sie wissen alle, zu welchen entsetzlichen Konsequenzen die Rassenlehre im 20. Jahrhundert fortgeschrieben worden ist.

Das zeigt auch, wie aufsehenerregend unzeitgemäß Daniel Defoe seinen *Robinson Crusoe* konzipiert hatte, denn das, was *sein* Text besagte, war: Freitag, der wilde Eingeborene, Robinsons Gefährte, ist genau so *Mensch* wie Robinson selbst, verfügt über eine unsterbliche Seele, ist zutiefst moralisch, empfindend, gütig.

Ja, seine Einsicht geht noch weiter – im Umgang mit Freitag, der ihm von der insularen Kultur und Religion berichtet, lernt er, daß selbst die von ihm so gefürchteten Kannibalen der Nachbarinsel ein Recht auf Leben und ein Recht auf ihre eigene Kultur haben – wenngleich sie ihm als Europäer grausam und furchterregend erscheint, wenngleich er eigentlich geplant hatte, sie wegen ihres gottlosen Handelns sämtlich zu töten. „Nach einigem Nachdenken kam ich zu dem Schluß, daß ich Unrecht gehabt habe, diese Leute als Mörder in unserm Sinne anzusehen. Sie waren es ebensowenig wie die Christen, welche die in der Schlacht gemachten Gefangenen zum Tode verurtheilen, oder Schaaren von Kriegern ohne Gnade niedermetzeln, wenn sie auch ihre Waffen von sich geworfen und sich ergeben haben. Ferner sagte ich mir: Wenn auch der Gebrauch, den diese Cannibalen unter einander üben, noch so roh und unmenschlich sei, so gehe das mich doch gar Nichts an, da sie mir ja Nichts gethan hätten. Hätten sie mich überfallen und wäre es zu meiner Selbstvertheidigung nöthig, sie zu überfallen, so ließe sich das rechtfertigen. Aber da ich jetzt nicht in ihrer Gewalt sei und sie nicht einmal von meiner Existenz wüßten, folglich auch keinen Anschlag gegen mich zu machen vermöchten, so könnte ich auch nicht zu einem Ueberfall berechtigt sein. Ich würde mich durch einen solchen auf eine Stufe mit jenen Spaniern gestellt haben, die in ihrer Grausamkeit in Amerika Millionen von Wilden hinhordeten, welche zwar

Götzendiener und Barbaren und in ihren Sitten zum Theil blutig und roh waren (wie sie denn z. B. ihren Götzen Menschenopfer brachten), die aber den Spaniern gegenüber doch als ganz unschuldige Leute erschienen.“

Später wird er sogar so tolerant werden, daß unter seinen Untertanen, die schließlich die Insel etwas stärker bevölkern, alle Religion ausgeübt werden dürfen: Die Naturreligion ebenso wie der katholische Glaube, der ihm als Engländer früher zutiefst verhaßt war.

Aufzuräumen hatte Defoe auch mit den Vorurteilen, die über Gestalt und Erscheinungsbild der „Wilden“ in Europa herrschten, der „Wilden“, die vielfach als abstoßend häßlich, affenartig und ungestalt geschildert worden sind. Und in diesem Zusammenhang griff er zu einer geschickten Strategie – um die notwendige Sympathie der Leserschaft zu seinem zweitwichtigsten Protagonisten aufbauen zu können, schilderte er Freitag als einen Menschen von einem eher europäischen Typus. Genau solchen Schilderungen Freitags, wie Defoe sie 1719 lieferte, werde ich im folgenden etwas genauer nachgehen, anhand von kurzen Textausschnitten aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert. Ich werde Ihnen also vorläufig zumuten, Ihre Aufmerksamkeit immer wieder auf ein und dieselbe Szene des Romans beziehungsweise der verschiedenen Fassungen des Romans zu richten, wird aus diesen mitunter nur im Detail unterschiedlichen Textfassungen der späteren Kinderbücher doch deutlich, wie in dieser Gattung ein anthropologischer Diskurs sich spiegelt, den Daniel Defoe 1719 als einer der ersten in Gang gesetzt hatte.

Es handelt sich um denjenigen Moment im Roman, als Robinson Freitag eben aus der Gewalt der Kannibalen befreit hat und zum ersten Male Gelegenheit findet, ihn näher zu betrachten.

Der Einfachheit halber sei eine ziemlich wortgetreue deutsche Übersetzung des Defoeschen Urtextes zitiert: „Er war ein stattlicher, hübscher Kerl, wohlgebaut, kräftig von Gliedern, schlank und wohl proportionirt. Nach meiner Berechnung zählte er etwa sechsundzwanzig Jahre. Seine Gesichtszüge waren männlich und ohne wilden Ausdruck. Besonders wenn er lächelte, hatte er die ganze Anmuth und Sanftmuth eines gebildeten Europäers. Sein Haar war lang und schwarz und nicht völlig gekräuselt; die Stirn hoch und breit und seine Augen sehr lebhaft und von einem funkelnden scharfen Ausdruck. Seine Hautfarbe war nicht völlig schwarz, sondern braungelb, aber nicht von jener häßlichen gelben, widerlichen Farbe, wie man sie bei den brasilianischen, virginischen und anderen Eingeborenen von

Amerika sieht, sondern von einer Art glänzenden Olivenbrauns, das einen angenehmen, aber schwer beschreiblichen Anblick gewährte. Sein Gesicht war rund und voll, die Nase klein und nicht platt wie die der Neger, der Mund schön, die Lippen schmal, die Zähne wohlgeriht und weiß wie Elfenbein.“

Zwar ist Defoe in der Art, wie er die „häßliche, widerliche“ Hautfarbe der „brasilianischen, virginischen und anderen Eingeborenen von Amerika“ schildert, ganz und gar im gewohnten Sprachgebrauch seiner Zeit – aber „seinen“ Freitag beschreibt er als Menschen, aus dessen freundlichem Gesicht die „Anmuth und Sanftmuth eines gebildeten Europäers“ spricht – und er betont, daß *seine* Hautfarbe nicht „völlig schwarz“, sondern etwas heller – eben etwas europäischer – sei. Indem Freitags Physiognomie dem europäischen Schönheitsideal angenähert wird, wird gleichzeitig seine Fremdheit, sein Anderssein abgebaut – im frühen 18. Jahrhundert wohl eine fast notwendige Voraussetzung dafür, Freitag im Fortlauf des Romans nun auch mit Erfolg als einem Europäer „charakterlich“ ebenbürtige Person aufbauen zu können.

Ein Kinderbuch, wie Johann Heinrich Campe es 1779 mit seinem *Robinson, der Jüngere* schrieb, ist naturgemäß alles andere als eine Übersetzung. Es ist eine mehr oder minder kindgerechte Anverwandlung des Stoffes, in der Handlungsmuster beibehalten, aber ganz anders als im Original nach-, mitunter umerzählt werden – eine ganz neue Fassung des Vorbildes. Campe, sicher einer der fortschrittlichsten Pädagogen seiner Zeit, nahm sich alle diese Lizenzen, um den *Robinson Crusoe* ganz im Rousseauschen Sinne dem „Verstande und dem Herzen der Kinder“ näherzubringen, und entsprechend ist das Erscheinungsbild Freitags, von dem er berichtet, etwas anders, als das noch bei Defoe war.

Campe: „Es war ein wohlgewachsener junger Mensch, ohngefähr zwanzig Jahr alt. Seine Haut war schwarzbraun und glänzend; sein Haar schwarz, aber nicht wolligt, wie das Haar der Mohren, sondern lang, seine Nase kurz, aber nicht flach; seine Lippen waren klein und seine Zähne weiß, wie Elfenbein.“

Campe, der sich ganz und gar einer aufgeklärten Toleranz gegenüber anderen Völkern verpflichtet fühlte, wie wir sie vorhin schon bei Herder gesehen hatten, an den Campe anschließt, verzichtet also darauf, den *direkten Vergleich* mit einem Europäer zu ziehen – und auch die Hautfarbe Freitags ist nun nicht mehr relativ hell, sondern „schwarzbraun“. *Indirekt* jedoch wird Freitag auch hier eine eher europäische Erscheinung gegeben: Sein Haar ist nicht „wollig wie das Haar der

Mohren“, seine Nase ist *nicht* „platt“, seine Lippen sind *nicht* wulstig-aufgeworfen. Darauf, die angeblich abstoßende Hautfarbe der „brasilianischen, virginischen und anderen Eingeborenen von Amerika“ ins Spiel zu bringen, verzichtet Campe ersatzlos: solch anthropologische Abwertungen waren ihm wesensfremd. Sein Freitag entspricht dem Bild des „edlen Wilden“, wie er sich in der Rousseau-Nachfolge im 18. Jahrhundert heranzubildete.



Aus; *Systematische Bilder-Galerie zur allgemeinen deutschen Real Encyclopädie [...]*, Karlsruhe und Freiburg o. J. [1825]

Glückliche, ursprüngliche Menschen, im Einklang mit der Natur, unverdorben von Zivilisation, frei von den Konventionen und Zwängen, in denen die Gegenwart erstarrt war. Daß diese Südsee-Insulanerin und diese Brasilianerin, die Sie oben im Bild sehen, eher an Gestalten der griechischen Antike in einer arkadischen Landschaft erinnern, kommt nicht von ungefähr – in den reinen Naturmenschen der Neuen Welt glaube man etwas wiederfinden zu können von jener unverbildeten, klassischen Schönheit, die einst auch unter der heißen Sonne Griechenlands geblüht hatte.

Dieser Typus des „edlen Wilden“ ist es, den wir in vielen Kinderbüchern späterer Zeiten wiederfinden, auch in vielen Illustrationen von Robinson-Crusoe-Ausgaben des zwanzigsten Jahrhunderts – womit wir uns dem eigentlichen Thema des Vortrags nähern.

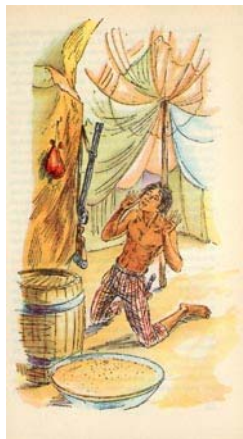


„Er war groß gewachsen, mit langen schlanken Gliedmaßen, sein Haar war schwarz und lang, nicht gekräuselt wie bei den Negern ... Er sah nicht grausam aus, aber doch männlich, er mochte etwa sechsundzwanzig Jahre alt sein. Seine Stirne war hoch und breit und seine Augen funkelten. Er hatte eine schmale Nase, einen feinen Mund und Zähne so weiß wie Elfenbein.“

Robinson neu erzählt nach der Urfassung des Daniel Defoe und mit 40 bunten Holzschnitten versehen von Alfred Zacharias, 1939

Die Verwandtschaft zu Campes Vorgabe ist offenkundig – Freitags physiognomische Annäherung an den Typus Europäer wird hier mit sehr ähnlichen Mitteln betrieben; die Hautfarbe ist dunkel; der Vergleich mit dem Erscheinungsbild der „anderen Eingeborenen aus Amerika“ fehlt. Diese Illustration und der Text dazu entstanden im Jahre 1939 – zu einer Zeit mithin, als die politischen Haßtiraden auf Menschen anderer Hautfarbe in Deutschland so laut wie nie zuvor waren, als es im Führer zur berüchtigten Ausstellung *Entartete Kunst* hieß, wir begegnen „nun hier dem Neger und Südseeinsulaner als dem offensichtlichen rassischen Ideal der ›modernen Kunst‹. Es ist kaum zu glauben, daß die Macher dieser Bildwerke in Deutschland oder in Europa ihre Heimat haben oder wenigstens damals noch hatten.“

Alfred Zacharias hat 1939 einen Freitag in Text und Bild gesetzt, an dem man wohl sehen kann, daß der *Robinson Crusoe* ein subversives Potential zu entfalten vermag – diese Kinderbuchausgabe stand quer zum Diskurs nationalsozialistischer Kinderbücher, in denen systematische Erziehung zum Rassenhaß betrieben wurde.



*Robinson Crusoe, übersetzt und bearbeitet
von August Karl Stöger mit 50 ganzseitigen
Bildern von Hans Grohé, 1961*

August Karl Stöger, der den Robinson 1962 für ein Kinderbuch bearbeitet hat, kehrte hingegen wieder zurück zu einer Beschreibung Freitags, die sich eng anlehnt an die Vorlage Daniel Defoes: Nun ist wieder die Rede davon, wie „häßlich und ekelhaft“ die Hautfarbe anderer dunkelhäutiger Menschen sei:

„Und [sein Gesicht] hatte sogar manchmal den süßen und weichen Ausdruck eines Europäers [...] Die Farbe seiner Haut war nicht ganz schwarz [...] Und auch nicht wieder von dem häßlichen, ekelhaften Gelbbraun der brasilianischen und anderen amerikanischen Eingeborenen [...] Sein Antlitz war rund und dick, die Nase schmal,

nicht breitgedrückt wie jene der Neger“. Das Alter von sechsundzwanzig Jahren nimmt man dem Freitag von Grohés Bildern freilich nicht ab – der Insulaner ist zu einem Kind verjüngt worden, einem Kind, das sich mit deutlicher Demutsgeste in die Obhut und die Erziehung Robinsons begibt.

Die Illustrationen Hans Grohés zeigen, wie man sich den Gegentypus zu Freitag vorzustellen hat – das ist nun nachgerade die Karikatur eines Kannibalen; dies Bild zeigt eindrücklich, daß es für den Verfasser und den Illustrator dieser Ausgabe zweierlei Typen von dunkelhäutigen Menschen gab.



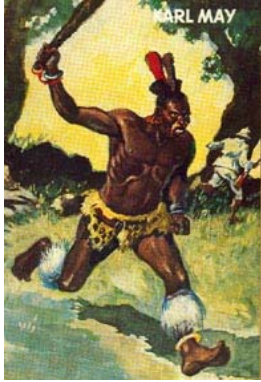
Robinson Crusoe, übersetzt und bearbeitet von August Karl Stöger mit 50 ganzseitigen Bildern von Hans Grohé, 1961

Zwei Eingeborene eng verwandter Stämme, die in einem und demselben Buch mit nur wenigen Seiten Abstand voneinander abgebildet werden. Das anthropologische Zeitrad wird zurückgedreht hinter Johann Heinrich Campe – das ist der „häßliche Schwarze“, den es eigentlich in Kinderbüchern dieser Zeit nicht mehr geben sollte.



Abbildungsdetails aus:
Robinson Crusoe, übersetzt und bearbeitet von August Karl Stöger mit 50 ganzseitigen Bildern von Hans Grohé, 1961

Er erinnert an das Schreckgespenst des schwarzen Mannes, wie es besonders die Literatur der Kolonialzeit und des wilhelminischen Kaiserreichs gezeichnet hatte. Das keulenschwingende, grausame Monstrum, das den weißen Mann bedroht.



Umschlagzeichnung:
Karl May, *Auf fremden
Pfaden*, 1952

Solch böartig-karikaturhafte Darstellungen finden sich überraschend oft in deutschsprachigen Robinsonaden der Nachkriegszeit, und jener Vergleich mit den „abstoßenden Amerikanern“, wie wir in dieser Ausgabe gelesen haben, gehören regelrecht zum Repertoire der Texte, die sämtlich ziemlich freie Bearbeitungen des Stoffes sind, keine der Text oder Motivtreue verpflichteten Übersetzungen.

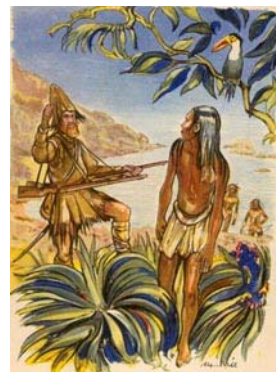
Aber gerade farbige Amerikaner zählten im Deutschland der Nachkriegsjahre nicht eben zu den beliebtesten Menschen – die Rassenlehre der Nazis hat ihre Spuren tief eingegraben ins

Gedächtnis des deutschen Volkes, und offenbar empfand kaum jemand es als anstößig, wenn vom „häßlichen Amerikaner“ die Rede war.

Sensibler ging man in der DDR, wo man sich offiziell dem Anti-Rassismus verpflichtet hatte, bei der Darstellung Freitags zu Werke. In dieser Ostberliner Ausgabe des Jahres 1956 sehen wir einen realistischen Südsee-Insulaner, dessen Erscheinungsbild in keiner Hinsicht europäisiert worden ist.

Dieser Freitag entspricht in Hautfarbe und Physiognomie wiederum dem von Campe vorgegebenen Typus, und auch der entsprechend Text verrät keine rassistischen Vorurteile:

„Mein neuer Freund, der Indianer, war ein schöner, gut gewachsener, großer, schlanker Bursche und mochte etwa 26 Jahre alt sein. Sein Aussehen war weder wild noch böse. Im Gegenteil! Seine Gesichtszüge waren zwar sehr männlich, zugleich aber sanft und weich, besonders wenn er lächelte. Sein Haar war schwarz und lang, doch nicht kraus wie Wolle. Er hatte eine hohe, breite Stirn, lebhaft, funkelnde Augen und eine tiefbraune Hautfarbe, die viel schöner aussah, als sich beschreiben läßt. Sein Gesicht war rund und voll, die Nase klein, aber nicht platt wie bei den Negern, der Mund schön geformt, die Lippen schmal. Er hatte sehr schöne, blendenweiße Zähne, die wie Perlen aneinandergereiht waren.“



Daniel Defoe, *Robinson Crusoe*.
Zeichnungen von Alfred Will, 1956
(DDR)

Auch für diese Illustration und den beschreibenden Text ließen sich zahlreiche weitere, sehr ähnliche Beispiele aus den in der DDR dieser Jahre entstandenen Robinson-Texten anführen – die Bild- und Texttradition verlief drüben ganz anders als auf dieser Seite der Mauer. Der Ostberliner Freitag ist – wie seine kannibalischen Peiniger – hier oftmals erheblich freundlicher als in zeitgleichen Ausgaben der Bundesrepublik dargestellt worden.

Ein eindrückliches Beispiel dafür, daß es damals in der Bundesrepublik durchaus noch die Typen „guter, europäischer Neger“ und „böser nicht-europäischer Neger“ gab, liefert die Illustration Rojankovskys aus dem Jahre 1965: Der glatthaarige, verängstigte Freitag steht zur Linken; beruhigend ausgestreckt in seine Richtung ist die unbewaffnete Hand Robinsons – zur Rechten klettern die Kannibalen ins Bild, denen Robinson mit der Waffe droht; sie tragen diejenige nicht-europäische Haartracht, die sie zu viel „fremderen“ Charakteren als Freitag macht.



D. Defoe, Robinson Crusoe. Illustriert von F. Rojankovsky, übersetzt von Liselotte Julius, 1965

Aber nun möchte ich auf die wohl mit Abstand erfolgreichste, am weitesten verbreitete Robinsonade der deutschen Nachkriegszeit eingehen, auf einen Text, der 1957 zuerst gedruckt wurde und noch 1991 in einem unveränderten Nachdruck erschien. Es dürfte kaum ein deutsches Kinderzimmer der Zeit gegeben haben, in dem dieses Buch nicht zu finden war: *Mecki und die Negerlein*.



Diese und die folgenden Abbildungen aus: *Mecki bei den Negerlein. Sein sechster märchenhafter Reisebericht, aufgeschrieben von ihm selbst* [Text von Eduard Rhein]. Illustriert von Professor Wilhelm Petersen. Hamburg 1957, nicht paginiert.

Der Text dieses Buches stammte vom damaligen Chefredakteur der HÖR ZU, von Eduard Rhein, die Illustrationen steuerte Professor Wilhelm Peter Petersen bei.



Das ist eine Robinsonade, in der Robinson nicht mehr Robinson heißt – sondern Käpt'n Petersen – ihn, den traurigen Seebär, hat ein Schiffbruch in das Land der Negerlein verschlagen, und seine Namensgleichheit mit dem Illustrator kommt nicht von ungefähr.

Doch aus Deutschland treibt es Mecki in seinem Ballon ins ferne Land, um Petersen zu befreien aus jenem Land, in dem die karikaturhaft überzeichneten, wulstlippigen Negerlein wohnen. Die Besatzung des Ballons ist zunächst schockiert, als sie des Krals ansichtig wird.

Mit diesen Sätzen beginnt Meckis Abenteuer: „›Ach‹, jammerte die Ente Watsch, ›wir landen in der Hölle.‹ ›In der Hölle?‹ fragte ich [Mecki] erstaunt. ›Wie kommst du denn darauf?‹ ›Ja‹, stammelte sie und klapperte aufgeregt mit dem roten Schnabel, ›ich sehe nichts als schwarze Teufel.‹“ Doch Mecki wird sie sogleich korrigieren: „Aber das sind doch keine Teufel, sondern kleine Negerkinder.“

Die „schwarzen Teufel“ werden wir etwas später kennenlernen.

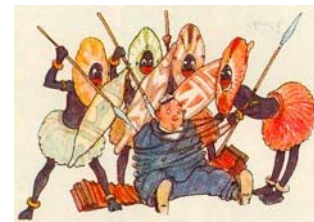
Der Lehrer der „Negerlein-Schule“ zeigt sich sogleich als weltläufiger Mann, der auf Anhieb weiß, woher die neuen Gäste kommen müssen, denn ihre Hautfarbe läßt nur einen Schluß zu: „Als gebildeter Mann weiß ich selbstverständlich, daß es außer unserem Land nur noch Deutschland gibt, da sind die Menschen aber alle weiß. Es war 1957 ja noch nicht *so lange* her, daß die Vision von einer großdeutschen Weltmacht geherrscht hatte; dieser Satz des farbigen Lehrers scheint zumindest ein wenig unsensibel formuliert zu sein.“

Es gibt noch eine ganze Reihe von weiteren Textauffälligkeiten in diesem querformatigen Buch, dessen Erstaussagen heute mit ca. 100 Euro im Antiquariat gehandelt werden, während die textidentische Ausgabe des Jahres 1991 sehr preiswert zu bekommen ist.

Das Volk der Negerlein, die Kukudos, nimmt die Reisenden freundlich auf – aber in der Nachbarschaft lauert Gefahr, wie Robinson alias Käpt’n Petersen erklärt: „Tscha, [...] die Stammesbrüder von Kukudo sind nämlich schokoladenbraun. Es sind anständige und gute Menschen. Aber ein paar Kilometer weiter, da wohnt der Stamm der Rukutus. Sie sind schwarz – und zwar an Leib und Seele. kein Wunder, daß wir sie nicht riechen können und in ständigem Krieg mit ihnen leben.“

Das ist die gleiche Unterscheidung zwischen hellhäutigen, freundlichen, und dunkelhäutigen, gefährlichen Neger, der wir schon öfter begegnet sind. Die Gleichsetzung „schwarze Haut = schwarze Seele“ hätte auch in der anthropologischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts ihren Platz finden können – auch das ist eine Formulierung, die man zumindest als ›wenig sensibel‹ zu kennzeichnen geneigt ist.

Die bösen Rukutus nun werden Robinson alias Käpt’n Petersen alsbald gefangennehmen – was natürlich den Widerstand der deutschfreundlichen Kukudos weckt, die ihm zu Hilfe eilen werden: „Wir werden also einen großen Krieg gegen die Rukutus führen müssen“, erkennt der



Häuptling der Kukudos. Daß die Formulierung vom ›großen Krieg‹ gut anschließt an den Satz von ›Deutschland als einzigen anderen Land der Welt‹, das brauche ich kaum zu betonen – und die Geschichte dieses Mecki-Abenteuers sei nun rasch zu Ende erzählt: Käpt’n Petersen wird kriegerisch aus der Gewalt und aus dem Kochtopf der rabenschwarzen Kannibalen befreit; nach einigen weiteren Abenteuern reisen die Freunde mitsamt dem nun auch aus seinem robinsonesken Dasein befreiten Käpt’n Petersen heim ins Reich, während die niedlichen Negerlein diesen guten Ausgang der Geschichte freudig bejubeln.



So ganz harmlos und fröhlich, wie das in den bunten Bildern scheint, will uns das nicht vorkommen, was das Duo Eduard Rhein und Wilhelm Petersen hier aufs Papier gebracht hat. Die deutschfreundlichen Negerlein mit relativ heller Haut, die rabenschwarzen, seelenlosen Rukutus, der große Krieg, das mächtige Deutschland – das sind Details, die mehr als nur leise Anstoß erregen, die auch an die koloniale Kaiserzeit und den Vernichtungskrieg gegen die Hereros erinnern, den das deutsche Reich im Bündnis mit deren Nachbarstämmen führte.

Eduard Rhein, der zu den Rundfunkpionieren der Jahre ab 1933 gehörte und der erste Chefredakteur der Springer-Zeitschrift HÖR ZU war, der verantwortlich für die zitierten Texte zeichnete, hatte Professor Wilhelm Petersen höchstpersönlich engagiert, um die Mecki-Abenteuer ins Bild zu setzen. Damit hatte er einen Maler gewonnen, der hochberühmt gewesen war – und zwar mit Bildern wie diesen:



Abbildungen der Gemälde und Zeichnungen Wilhelm Petersens aus: Mortimer G. Davidson (Hg.), Kunst in Deutschland 1933 – 1945. Eine wissenschaftliche Enzyklopädie der Kunst im Dritten Reich. Teil 2,1: Malerei A – P. Tübingen 1991



Wilhelm Petersen, geboren im Jahr 1900, war ein Nationalsozialist der ersten Stunde. Nach dem Ersten Weltkrieg war er einem berühmten Freikorps beigetreten und hatte sich dann aktiv am Kapp-Putsch beteiligt; er war eng mit Hans Rosenberg befreundet; 1938 war er, obwohl er keinerlei akademische Ausbildung hatte, von Adolf Hitler persönlich in den Professorenstand erhoben worden. Der Höhepunkt

seiner Karriere, in der er nach 1938 durch zahlreiche Ausstellungen und Publikation als *der* Maler des Nordischen und Arischen geadelt worden war, bestand dann 1943 in der Berufung in den persönlichen Stab des Reichsführer SS Heinrich Himmler.

Jener Hans Petersen zeichnete verantwortlich für *Mecki bei den Negerlein* mit seinen vermeintlich so lustigen Bildchen, die durch die begleitenden Texte Eduard Rheins in ein noch finsternes Licht gesetzt werden. Über den höchst zweifelhaften Einfluß, den Eduard Rhein mit der mächtigen HÖR ZU auf die Bundesrepublik der Nachkriegsjahre ausgeübt hat, hat Lu Seegers im Jahre 2001 eine vorzügliche Studie unter dem Titel *Die Erfolgsgeschichte von Hör zu! (1946 – 1965)* vorgelegt, in der sie unter anderem zeigen konnte, wie reibungslos das nationalsozialistische Netzwerk nach 1945 weiterhin funktioniert hat.

Aber Petersen/Rhein trieben es viel weiter noch – der tiefbraune Maler machte auch noch seine Scherze mit der Kunstpolitik des Dritten Reiches, die aus ihm einen großen Mann gemacht hatte. Denn Mecki und seine Freunde treffen bei den freundlichen Kukudos auch einen Maler namens Pikasso. Pikasso ist Anstreicher von Beruf und gilt als „Meister seines Faches“.



Der Auftrag, den ihm die Polizisten erteilen, – nämlich Mecki und seine Gefährten mittels Pinsel und Farbe in Neger zu verwandeln führt er nicht ordnungsgemäß aus – und dafür wird Pikasso dann bestraft. Er hat sie nämlich nicht *braun* angemalt, in der Farbe der deutschfreundlichen, freundlichen Kukudos – sondern so rabenschwarz, wie die feindlichen Rukutus aussehen. Und so müssen die von Pikasso „vernegerten“ Helden wieder weißgewaschen werden.



Das hätte den Machern der Ausstellung „Entartete Kunst“ 1937 mit Sicherheit gefallen – Pablo Picasso, der „Negerkünstler“ schlechthin, hinter Gittern. Dieses Handlungsdetail und diese Zeichnungen hätten ohne weiteres in einer nationalsozialistischen Propagandaschrift erscheinen können. Das ist schon ein perfider Witz, den sich Petersen hier macht: Denn „Pikasso“ wird eingesperrt, weil er die kleine deutsche Kolonie schwarz anmalt, weil er sie „vernegert“! Das ist – und nun wirklich in einer 1:1-Darstellung – ganz genau das, was die Nazis den Malern der Moderne vorwarfen. Wie hieß es im Führer zur Ausstellung *Entartete Kunst*? Wir begegnen „nun hier dem Neger und Südseeinsulaner als dem offensichtlichen rassischen Ideal der ›modernen Kunst‹. Es ist kaum zu glauben, daß die Macher dieser Bildwerke in Deutschland oder in Europa ihre Heimat haben oder wenigstens damals noch hatten.“



Es ist wirklich kaum zu glauben, was Petersen und Rhein sich hier geleistet haben. Eigentlich ganz unverhohlen trieb Wilhelm Petersen das fort, was er vor 1945 getan hatte – er war noch immer ein aktiver Verbreiter nationalsozialistischen Gedankengutes.

Doch das Duo Rhein/Petersen war noch zu schlimmeren rassistischen Text/Bild-Kombinationen fähig. *Mecki bei den Eskimos*, zuerst 1954 erschienen, stellt das



Negerlein-Buch in den Schatten.



Mecki bei den Eskimos. Sein dritter märchenhafter Reisebericht, aufgeschrieben von ihm selbst [Text von Eduard Rhein]. Illustriert von Professor Wilhelm Petersen. Hamburg 1954, nicht paginiert.

In diesem Abenteuer gibt es einen grauenhaften Unhold, den Chin-eskimo, den Mecki und seine Freunde besiegen müssen. Dies abgrundtief böse Wesen, dessen Fratze manch Kind in Angst und Schrecken versetzt hat, wird schließlich im Text wie folgt charakterisiert und des Landes verwiesen: „Du bist ein böser Mischling, halb Chinese, halb Eskimo. Eben ein Chin-eskimo. Und deshalb mußt du fort aus unserem Lande, wo die Ehrlichkeit oberstes Gesetz ist.“



Und so geschieht es denn auch: Der „böse Mischling“ wird wie ein Stück Vieh am Ballon außer Landes geschleppt, um auf einer einsamen Eisscholle im arktischen Meer ausgesetzt zu werden. Auch die „Reinerhaltung der Rasse“ war also ein Thema der Mecki-Bücher – rassische *Mischlinge* sind per se böse und häßlich – und deshalb werden sie zwangsdeportiert.

Das nationalsozialistische, rassistisch geprägte Gedankengut hat in diesen HÖR ZU-Kinderbüchern der 50er Jahre, die noch im letzten Jahrzehnt unverändert nachgedruckt worden sind, fröhliche Urständ gefeiert – und niemand hat sich offenbar interessiert dafür. Schön bunt und fröhlich kamen sie daher, unter dem Label derjenigen Programmzeitschrift, deren Namen untrennbar mit dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen der Nachkriegszeit verbunden war – zu fassen ist das eigentlich wirklich nicht.

Daß diese braune Subversion der Kinderzimmer ausgerechnet mit der Textvorlage des *Robinson Crusoe* betrieben worden ist, ist geradezu ein grausamer Witz der Rezeptionsgeschichte eines der ganz großen Texte der Weltliteratur, eines Textes, dessen Autor im Jahre 1719 aufgestanden ist, um die Toleranz gegenüber anderen Völkern zu befördern.

Eduard Rhein hat 1958 das große Bundesverdienstkreuz bekommen, aufgrund seiner Verdienste für den Rundfunk in Deutschland. Wilhelm Petersen blieb bis zu seinem Tod bekennender Nationalsozialist und erhielt zahlreiche Ehrungen rechtsradikaler Stiftungen.



Daniel Defoe hingegen hätte in den deutschen 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts gute Gründe gehabt, sich über die „schurkischen und lächerlichen“ Bearbeitungen seines Werkes zu ärgern, das oft genug (und zu allen Zeiten) wirklich subversive Kraft entfaltet hat, um die Ideen der Aufklärung auch dann zu verbreiten, wenn die Intoleranz die Herrschaft übernommen hatte.